Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige,
mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark,
mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.
Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden von 12—1 Uhr

Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe. Freitag, den 11. Juli 1884. Nr. 319.

Die Cholera.

An der Cholera sind gestern von Morgens bis Abends in Toulon 5, in Marseille 9 Personen gestorben. In Aix ist von Dienstag Abend bis Mittwoch Abend kein Todesfall vorgekommen. Geh. Rath Koch traf gestern Abend in Marseille ein, wurde auf dem Bahnhofe von dem Präsidenten der Gesundheitskommission empfangen und besuchte alsbald die Hospitäler.

Wie der Pariser Korrespondent des „B. Tgbl." telegraphirt, hat Prof. Koch, der jetzt nach Marseille abgereist ist, in Toulon wiederholt als durchaus nützlich und nothwendig erklärt: das Verbrennen der Kleider und Wäsche der Kranken, sowie die Schließung der Zimmer, wo ein Cholerakranker verstarb, auf mindestens eine Woche. Ferner Desinfektion der Briefe (?), Schließung der Brunnen, Verbot des Transports von Milch, worin der Bacillus besonders fröhlich gedeihe. Ueberhaupt hat Prof. Koch möglichst Trockenheit empfohlen, da der Bacillus dieselbe nicht ertragen könne.

Ein Londoner Telegramm berichtet, daß Prof. Koch mit einem englischen Journalisten in Toulon eine sehr interessante Unterhaltung hatte. Nachdem Dr. Koch seine feste Ueberzeugung geäußert hatte, daß die asiatische Cholera in Toulon herrsche und die dortigen krankheitserzeugenden Mikroben dieselben seien, wie die bei der indischen Cholera, erklärte unser berühmter Landsmann: Diese Mikroben scheiden das wahre Gift aus, welches die unmittelbar tödtliche Cholera erzeugt. Die Verbreitung der Cholera findet nicht durch die Luft, sondern durch Aufnahme der Mikroben in den Körper beim Essen, hauptsächlich aber beim Trinken statt. Hitze und große Trockenheit tödten die Mikroben. Besondere Vorsicht ist beim Genuß von Wasser, Obst und Milch nöthig. Die Mikrobe stirbt in einer starken Lösung von Kohlensäure. Austrocknen und Erhitzen der angesteckten Gegenstände verhindert allein die Krankheits-Verbreitung. Eine allzustarke Bewässerung der Straßen ist schädlicher als Staub. Wahrscheinlich, so meint Professor Koch, wurde die Cholera in Toulon durch irgend ein englisches Handelsschiff eingeschleppt, auf welchen es so gewissenlose Leute giebt, daß sie die Todesfälle an Bord verbergen, selbst wenn sie das Logg-Buch fälschen sollten. Koch sagt auch, daß alle Massenansammlungen vermieden werden sollen.

* * *

In der gestrigen Sitzung der Hamburger Bürgerschaft wurde zu dem dringlichen Antrage des Hamburger Senats betreffend die Erbauung einer Abtheilung für epidemische Krankheiten auf dem Platze für das neue Krankenhaus ein Antrag des Dr. Levy, wonach zur Ergreifung von Maßregeln gegen eine etwa eintretende Cholera-Epidemie 150,000 Mark bewilligt werden, mit 58 gegen 50 Stimmen angenommen. Da eine zweite Lesung des Antrags nothwendig ist, wurde alsbald eine weitere Sitzung der Bürgerschaft auf heute anberaumt.

* * *

Rom, 10. Juli. Der König und die Königin haben den Hülfskomitees in Marseille und Toulon 10,000 Francs zur Unterstützung der von der Epidemie betroffenen Familien ohne Unterschied der Nationalität übermitteln lassen.

* * *

Aus Konstantinopel wird telegraphirt: Die Passagiere aus Varna und Küstendje, von der Donau, aus Odessa, Brindisi und Triest werden in Kavak oder in den Dardanellen einer fünftägigen Observation unterworfen.

* * *

Wie es heißt, wird die Einberufung einer mitteleuropäischen Eisenbahnkonferenz beabsichtigt, welche sich mit den behufs Abwehr der Choleragefahr zu treffenden Maßregeln beschäftigen soll.

Deutschland.

Berlin, 10. Juli. Durch das Entgegenkommen der ärztlichen Leitung des Königshütter Knappschafts-Lazareths, in welchem die gerettete Belegschaft der Deutschlandgrube seit dem Nachmittage des 28. Juni untergebracht ist, ist es einem Berichterstatter der „Schlesischen Zeitung" möglich gemacht worden, etwa 2 Stunden bei den Geretteten zuzubringen und von diesen selbst die Schilderung der Katastrophe, ihre Eindrücke während und nach derselben, sowie die Erzählung ihrer Erlebnisse in der Zeit vom Einbruche der Schlammwässer bis zur Errettung zu hören. Den ausführlichen Mittheilungen des Berichterstatters über seinen Besuch im Lazareth entnehmen wir folgende Stellen:

„Am 2. d. M., zwischen 7 und 8 Uhr Vormittags, fand ich mich getroffener Verabredung zufolge im Lazareth ein. Ich wurde in den Saal Nr. 3 geführt, in welchem 20 der Geretteten, und zwar 3 vom Heintzmannflötz und 17 vom Gerhardflötz, liegen. Die Leute machten in ihren Betten einen überraschend günstigen Eindruck. Wohl waren sie allesammt bleich und hager, aber dem Laien konnte es fast unglaublich erscheinen, daß die Spuren einer siebentägigen Todesangst und eines siebentägigen Fastens und Frierens nach Verlauf von nur fünf seit der Rettung bisher verflossenen Tagen schon in einem so hohen Grade verwischt sein sollten. Die Augen waren bei fast allen klar und hell, die Leute bewegten ihre Gliedmaßen auf dem Lager, sie beugten den Oberkörper nach allen Richtungen und zeigten mit sehr wenigen Ausnahmen nicht einmal Spuren von Apathie. Im Gegentheil, ihr Geist erwies sich je länger ich unter ihnen verweilte, desto mehr von einer höchst erfreulichen Regsamkeit. Sie kamen mehr und mehr ins Plaudern, so zwar, daß zuletzt auf den dolmetschenden Oberwärter — die Geretteten sind durchweg polnischer Zunge und nur einer von ihnen spricht gebrochen deutsch — von allen Seiten her ein Kreuzfeuer von Berichten, Bemerkungen und Erklärungen eindrang. Aus dem bunten Durcheinander von Notizen, welches ich, den Worten des Dolmetschers folgend, im Krankensaale selbst, großentheils zugleich in Anwesenheit des Herrn Dr. Hartmann, niedergeschrieben habe, konstruire ich — ohne meiner Phantasie auch nur die geringste Mitarbeit zu gestatten — folgenden Bericht:

Wie die Leser bereits wissen, befanden sich im Augenblicke des Hereinbruchs der Schlamm- und Wassermassen auf dem (tiefer gelegenen) Heintzmannflötz, und zwar fast unmittelbar unter der Einbruchsstelle 7, auf dem höheren Gerhardflötz, etwa 200 Meter in gerader Linie von der Einbruchsstelle entfernt, 36 Bergleute.

Es war am 20. Juni, Nachmittags in der vierten Stunde. Die Schicht der Leute, welche durch den über 1000 Meter von der Unglücksstelle entfernten Hauptförderschacht früh um 6 Uhr eingefahren waren, nahte ihrem Ende. Die mitgebrachten Speisevorräthe waren aufgezehrt, das Oel in den Grubenlampen ziemlich aufgebraucht. Nur noch eine kurze Spanne Zeit, dann durften sich die Leute nach dem Förderschachte begeben, wo die Maschine sie mittels der Schale aufwärts ans Tageslicht befördern würde. Da plötzlich erdröhnte, ohne daß irgend welches warnende Zeichen vorangegangen wäre, ein furchtbarer, ohrenzerreißender Donner, untermischt mit dem Brausen der hereinbrechenden Schlamm- und Wassermassen, welche, obgleich sie zum Glücke die Pfeiler zwischen dem Gerhard- und dem Heintzmannflötze nicht zu durchbrechen vermochten, doch durch den Zymnolschacht bis hinab nach dem Heintzmannflötze gelangten und das Leben der dort Arbeitenden bedrohten. Entsetzt flüchteten die Sieben nach der nächsten, höher gelegenen Stelle ihrer Strecke, um sich für den Moment zu bergen, bald aber unternahmen es einige Beherzte unter ihnen — sie hatten ja noch Oel in ihren Lampen — einen Ausweg zu suchen. Nach der Seite des Förderschachtes war kein solcher zu finden — dort hatte die von oben eindringende Kurzawka Alles verstopft und es war kein Vorwärtskommen zu ermöglichen. Aber der Zymnolschacht lag ja ungleich näher. Einer watete vorwärts, bis an den Leib, bald bis an die Brust und bis unter die Arme im Schlamm, und er kam zum Schachte. Er hätte sich retten können und nach ihm die anderen Verschütteten des Heintzmannflötzes, denn noch hatte der zweite Schlammdurchbruch, der am 21. Juni, früh um 3 Uhr, erfolgte, die Sohle des Zymnolschachtes nicht gänzlich verstopft. Aber die in dem seit geraumer Zeit außer Funktion gestellten Schachte angebrachten Leitern reichten nicht bis hinunter zu den Unglücklichen, welche, so nahe dem Tageslicht und der Rettung, verzweifelnd wieder Kehrt machen mußten, um die erste Zufluchtsstätte aufs Neue aufzusuchen. Kein Zweifel, die Rettung durch eigene Kraft war ausgeschlossen, ja, das Verderben konnte bald bis zu der Zufluchtsstätte vordringen, wenn dem ersten furchtbaren Schlammdurchbruch ein zweiter folgte. In Anbetracht dieser Möglichkeit verbarrikadirten die Sieben den an sich ziemlich trockenen Platz, auf welchem sie mit völlig durchnäßten und schlammbesudelten Kleidern frierend standen, mit Brettern, die sie in der Nähe gesucht und gefunden hatten — im übrigen aber sahen sie sich dazu verurtheilt, thatenlos, in absoluter Passivität ihrem Geschicke entgegen zu harren. Für eine mehr aktive Natur müßte diese Position das Höchste an Entsetzen in sich schließen. Der oberschlesische Arbeiter, ohnehin stark passiv angelegt, vermag ihr schon durch seine Naturanlage leichter zu trotzen, und vollends wird er durch eine tiefe Religiosität in den Stand gesetzt, in solcher Lage eine unglaubliche Widerstandsfähigkeit zu entfalten. Die Verschütteten, sowohl die auf Heintzmannflötz wie die auf Gerhardflötz, haben an ihren Untergang nur selten ernstlich geglaubt, sie haben auf die Rettung gehofft, sowohl im Hinblick auf den Opfermuth ihrer Kameraden über Tage und anderer guter Menschen, als vielmehr in der gläubigen Gewißheit, daß die heilige Barbara, die Helferin in Nöthen, die von ihnen unaufhörlich im Gebet angerufen wurde, ihnen über kurz oder lang eine Helferin werden würde! Wenn nicht

Feuilleton.

Ein ernster Heirathsantrag.

Von Ernst Ziegler aus Stettin.

(Fortsetzung.)

„Charmant! Charmant! Ein allerliebstes Mädchen! Ein reizendes, gebildetes Mädchen, und vermögend auch; na, die werden Augen machen in Jägerndorf! . . . Ich heirathe sofort! . . . Worauf warten? . . . Das liebe, liebe Kind! — Ihre braunen, tiefen Augen! Der schalkhafte Zug um den Mund! Die kleinen wilden Locken an den Schläfen! Die Grübchen in den Wangen! Der trippelnde Gang! Das lustige helle Lachen! O, Olga!! — O, ich Narr!! Sie heißt ja Ida! Ida! liebe Ida!" — — und er wiederholte leise das „liebe Ida" mehrere Mal, und er versuchte, sich diese Ida in Gedanken auszumalen:

„Größer wie Olga! Oder vielleicht nicht? Mein Gott, warum größer? Blaue Augen! Blaue? Die Braunen sind wirklich gar so lieb! Nein, keine blauen! Das Haar? Brünett natürlich! Sie wird es doch nicht glatt angekämmt tragen? Nein, das Haar wird gelockt sein. Der Mund rund, voll. Weiße, kleine, kleine Zähne, wenn sie lacht: „Hi! Hi! Hi! Entschuldigen Sie, mein Herr, daß mir die Sache so komisch vorkommt!" — — Zum Kukuk, kann ich denn diesen kleinen Kobold nicht aus dem Kopf bringen?!"

Blechmann tupfte ihm auf die Schulter. Er sprang auf.

„Mein bester Freund, welch' ein Glück verdanke ich Ihnen! Sehen Sie her: ein Brief."

„Ist es möglich? So schnell? Lassen Sie lesen!"

„Natürlich, lesen Sie!"

Blechmann las.

„Nun, und was werden Sie antworten?" frug er dann. „Sie sehen, das Mädchen ist unglücklich . . ."

„Woraus ersehen Sie das?"

„Da steht's: „möchte glücklich sein", sie ist also nicht glücklich. Suchen Sie zunächst zu erfahren, worin ihr Unglück besteht! Vermuthen Sie das Schlimmste, machen Sie sich auf Alles gefaßt, aber bestehen Sie darauf ihr Vertrauter zu werden; denn solch' ein Unglück ist der Boden, auf dem heftige, heiße Liebe erblühen kann. Sie ist eine Waise, alleinstehend; Sie müssen zunächst ihr Freund und Retter werden! Schreiben Sie in diesem Sinne."

Und Karl schrieb in diesem Sinne. Nach und nach erfuhr er, daß die arme Ida von einem harten, unbarmherzigen Vormund, der es auf ihr Vermögen abgesehen habe, gefangen gehalten werde. Man lasse sie keinen Augenblick allein, diese Briefe schreibe sie des Nachts und ihre einzige Gesellschaft seien ihre Gouvernante, besagter Oheim und dessen Sohn, ein unausstehlicher Mensch, den zu heirathen man sie zwingen wolle, den sie aber furchtbar hasse.

Dem armen Karl fiel ein Alp von der Brust: „Weiter nichts?" Er hatte sich die gräßlichsten abenteuerlichsten Vorstellungen gemacht; jetzt war ihm unendlich wohl und leicht zu Muthe. Das ist ja nicht so schlimm. Da wird man schon einen Ausweg finden. Was meint Freund Blechmann dazu?

Freund Blechmann faßte die Sache ernster auf. „Das ist gar nicht so leicht!" sagte er. „Sie werden doch das Mädchen nicht entführen wollen?!"

„Ja, warum denn nicht?"

„Das giebt's heute nicht mehr."

„Ich sehe nicht ein . . ."

„Nein, warten Sie!" rieth Blechmann. „Wer weiß, der Oheim kann sterben . . ."

Da kam er aber schön an:

„Wie können Sie als Freund mir so etwas rathen? Warten? Vielleicht jahrelang? Das kann Ihr Ernst nicht sein! Nein, ich werde ihr meinen Plan noch heute darlegen, und wenn sie mich wirklich liebt . . ."

„Sie scheinen ihr nicht gleichgültig zu sein."

„. . . So muß sie einwilligen."

Aber Ida war wirklich ein verständiges Mädchen. „Mein heißgeliebter Freund," schrieb sie — (sie liebte ihn also) — „das wäre ein unsinniges Unternehmen." Und sie erklärte auch, wieso: Da müßte sie die Gouvernante bestechen, und weniger wie 500 fl. könne man der Person nicht anbieten; dann müßte sie sich und die Gouvernante verkleiden, Pferde und Wagen miethen; alles Ausgaben von mehreren hundert Gulden; dann Billets für den Kurierzug nach Paris; wieder ein hübsches Geld; erst an der Grenze könne man sich treffen, denn eine gemeinschaftliche Abreise sei gefährlich . . „Nein, nein, lieber Freund," schloß sie, „dieses Glück ist leider unerreichbar. Die Sache erfordert wenigstens 1000 fl. und ich habe nur 175 fl. heimlich erspartes Taschengeld. Nein, mein Geliebter, denken wir nicht mehr daran! Lieben wir uns heimlich und geduldig! Schreiben wir einander und hoffen wir, daß, ehe ich verblüht bin, ein gütiges Geschick unsere Vereinigung fügen werde."

„Nein!" rief Karl, „ich entsage nicht! Nein, Blechmann, ich schaue nicht zu, bis sie langsam verblüht! Nein! und dreimal nein!! Noch heute gehe ich zum Bankier meines Vaters." — —

Und er ging zum Bankier seines Vaters, sandte der Geliebten das Geld, reiste nach Avricourt und erwartete die Braut und ihre Gouvernante.

Karl hat nie erfahren, warum die beiden Damen nicht gekommen sind, auch sein Freund Blechmann konnte ihm nichts darüber sagen, denn dieser gute Freund ist nie wieder in dem Café gesehen worden; er ist spurlos verschwunden.

Der arme Karl! Trüben Blickes ging er die Straßen entlang und dachte nach über Freundschaft und Liebe. Es war ihm ganz jämmerlich zu Muthe.

Da fiel sein Blick auf das Haus, wo er einst die Annonce hingetragen. Mechanisch trat er ein:

„Haben Sie vielleicht noch einen Brief unter „Häuslicher Herd Nr. 100,000"? fragte er mit einem Anfluge von Ironie.

„Ja, da ist einer!"

Karl glaubte, er habe nicht recht gehört; aber schon hielt er den Brief in der Hand und schon las er:

„Herr Ingenieur!

Ich habe es mir in den Kopf gesetzt, ich will einen Ingenieur heirathen; da mögen Sie sich denken, wie mich Ihre Annonce berührt hat, elektrisch berührt, ich versichere Sie, Herr Ingenieur.

Aber, wie sehen Sie aus? Sind Sie groß, klein, dick, dünn? Haben Sie einen Bart? (Ich schwärme für Bärte.) Tragen Sie eine Brille oder Zwicker? Sind Sie alt oder jung, blond oder braun? Dies Alles hätten Sie doch in der Annonce erwähnen können! Sie schreiben, von angenehmem Aeußeren; aber von Ihrem Inneren, Ihrem Herz, davon reden Sie kein Wort. Sie erwähnen Ihr Einkommen, aber wird auch mit Ihnen auszukommen sein, Herr Ingenieur? Sie sehen, ich nehme es ernst und gründlich, denn ich bin ein positives und ernstes Mädchen. Hübsch bin ich nicht; wenigstens mein Geschmack wär's nicht, aber sanft bin ich, artig, folgsam und die Freude meiner Eltern. Sehr gescheidt bin ich auch nicht, aber dafür kann ich nicht. Geld habe ich eine Menge, und wenn's Ihnen hauptsächlich darum zu thun ist, so bin ich Ihr Mann, d. h. Ihre Frau könnte ich dann werden, wenn der Papa nichts dagegen hat.

Schreiben Sie mir poste restante unter „Kunigunde Zuckermund."

(Schluß folgt.)

Verzweiflung, nicht Wahnsinn die Unglücklichen faßte, so danken sie dies vornehmlich der gläubigen Zuversicht auf ihre Schutzheilige. . . .

Ein trügerischer Hoffnungsschimmer dämmerte den Leuten, als bald nach ihrer Einschließung zu ihren Häupten ein Bahnzug dahinrollte. Sie glaubten, daß Geräusch rühre von Rettungsarbeiten her. Aber der Zug fuhr rasch weiter, dann ward es nur um so stiller ringsum, und die Unglücklichen erkannten ihre Täuschung und weinten bitterlich.

Merkwürdig ist es, daß von allen 43 Verschütteten während der langen Zeit unter der Erde mit einer einzigen Ausnahme keiner auch nur einen Augenblick geschlafen hat. Die nervöse Erregung mag dafür zu groß gewesen sein. Mit Beten und Singen wurde die Zeit ausgefüllt. Nur einer der 35 auf Gerhardflötz, ein junger Mensch, der wenig Tage nach der Katastrophe Hochzeit machen wollte, schlief fünf Tage und fünf Nächte mit kurzen Unterbrechungen, und wenn er wachte, so betete er nicht, sondern, eine unrühmliche Ausnahme, er fluchte. Zur Stillung des Durstes wurde auch auf Gerhardflötz Schlammwasser benützt. So lange das Licht der Lampen aushielt, war dasselbe verhältnißmäßig leicht zu beschaffen. Später gingen immer drei Mann zugleich um Wasser. Während sie sich entfernten, mußte ein Vierter unausgesetzt ihre Namen rufen, und nur so weit durften sie sich entfernen, als sie die Stimme des Rufenden noch zu vernehmen vermochten. Sobald der Klang dieser Stimme in den unterirdischen Gängen zu verhallen begann, machten die Ausgesandten kehrt, um sich von den Genossen nicht zu verlieren. Der Hunger folterte die Armen, die von vornherein nichts, gar nichts Eßbares bei sich hatten, fürchterlich. Einer von ihnen kam so weit, daß er bereits erwog, ob er sich nicht aus der eigenen Wade ein Stück Fleisch herausschneiden sollte, um davon zu essen. Andere dachten, wenn Einer von ihnen sterben möchte, so könnte sein Kadaver den Ueberlebenden zur Speise dienen. In die Steinkohle schlugen die Unglücklichen ihre Zähne.

Da, nach langer, unendlich langer Zeit klang aus der Ferne Pochen und Hämmern: Die Retter nahten! In der Hoffnung auf eine immerhin noch mögliche Rettung wurden — es war am 27. Juni, früh etwa gegen 2 Uhr — zwei der Eingeschlossenen abgesandt, dem glückverheißenden Geräusch entgegenzugehen. Sie entfernten sich von den Genossen, dieselben in banger Erwartung zurücklassend — und sie kehrten nicht wieder zurück. Sollten sie in den Bremsschacht gestürzt sein? Sollten sie den Tod gefunden haben? Die Zurückgebliebenen glaubten es, als die erste Stunde und die zweite nach ihrem Weggange verrann, und sie versanken wieder in die alte Apathie.

Da, mit einem Male, was ist das! Da klangen Stimmen, Menschenstimmen klar und deutlich und riefen durch die dunklen Gänge ihnen zu: „Höret! höret! Kommet alle hierher!"

Die Unglücklichen antworteten nicht sogleich. Sie erkannten nicht die Stimme ihrer Kameraden, und so mochten sie wohl an eine Täuschung von derselben Art denken, wie ihnen deren gewiß schon viele durch ihre Phantasie im Laufe so langer Zeit bereitet worden waren. Erst auf wiederholtes Rufen entgegneten sie: „Wenn Ihr mit einer Lampe kommt, dann wollen wir Euch folgen!" Da rief die fremde Stimme einzelne Namen der Verunglückten, und dies endlich war es, was die Apathie der fast Verhungerten besiegte. Sie begannen sich zu erheben, sie begannen dem unbekannten Rufer entgegenzuwanken. Langsam, unsäglich langsam ging es vorwärts, wiederholt fiel Einer und der Andere, den seine Füße nicht mehr trugen, hin, und eine halbe Stunde brauchten die zum Tode Schwachen, um, einander stützend und führend, die kurze Strecke bis an den saigern Bremsschacht zurückzulegen. Dort sahen sie das Licht der Rettungslampe, den ersten Lichtstrahl nach Ablauf einer so qualvoll langen Zeit, und die Wirkung auf das Gemüth der Unglücklichen war eine so heftige, daß Einzelne von ihnen ohnmächtig zusammenbrachen. Aber sie kamen wieder zu sich — es war ja ein freudiger Schreck, der sie des Bewußtseins beraubt hatte — und allmälig stiegen sie, Einer nach dem Andern, die in den Bremsschacht eingelegten Leitern hinab. . . . . Von den auf dem Heintzmannflötz Eingeschlossenen ist noch Eines nachzutragen. Von der First ihrer Zufluchtsstätte hingen, ein äußerst seltenes Vorkommniß in solcher Tiefe, einige Baumwurzeln herab. Eine von diesen Wurzeln nahm ein verschüttet Gewesener mit sich, als er gerettet wurde, und er zeigte sie droben und sagte: er bringe sie mit, wie Noah's Taube den Oelzweig gebracht habe, als ein Zeichen, daß eine lange, furchtbare Noth nun zu Ende sei. . . .

Am Sonntag, den 29. Juni, Nachmittags, wurde Verwandten und Bekannten der Geretteten der Besuch derselben gestattet. Es kamen gegen 400 Besucher, eine Ziffer, die bis dahin in dem Lazareth unerhört war. Drei Wärter hatten vollauf zu thun, die Ankommenden zu revidiren, um das Einschmuggeln von Nahrungs- und Genußmitteln zu verhüten. Es wurden dreißig Körbe mit den konfiszirten Waaren, mit Preßtaback, Wurst, Speck, Kartoffeln, sogar mit rohem Sauerkraute gefüllt.

Vom Augenblicke des Hereinbruchs der Katastrophe an ist für die Angehörigen der Verschütteten seitens der Verwaltung der Deutschlandgrube gesorgt worden und wird heute noch in genügender Weise gesorgt. Was ihre eigene Zukunft anbelangt, so hegten die Leute einmüthig den Wunsch, nach ihrer Entlassung aus dem Lazareth mit leichten Arbeiten über Tage beschäftigt zu werden. An die Arbeit in der Grube vermöchten sie nur mit Schaudern und Entsetzen zu denken und sie würden wohl kaum jemals sich entschließen können, wieder einzufahren.

Wenn ich im Eingange meines Berichts hervorhob, daß die Leute in ihren Betten einen überraschend guten Eindruck machten, so muß ich nun hinzufügen, daß dieser Eindruck denn doch eine starke Einbuße erlitt, sobald ich einzelne der Leute vom Lager sich erheben sah. Da zeigte sich's allerdings, daß die Nachwehen der langen Entbehrungen und Leiden noch keineswegs verwischt seien. Mit sehr wenig Ausnahmen waren es schwankende, wankende, schlotternde Gestalten, die sich da mühselig von Bett zu Bett vorwärts bewegten und die froh waren, wenn sie sich wieder setzen, oder besser noch, niederlegen konnten. Kein Wunder auch. Während der langen Hungerzeit war bei jedem der Dreiundvierzig auch die letzte Spur eines etwa vorhandenen Fettpolsters aufgezehrt worden, das Blutquantum war in jedem der Körper tief unter das Normale gesunken, und das noch vorhandene Blut war dünnflüssig und mangelhaft zusammengesetzt. Hieraus entsprangen allgemeine Schwäche, Schwindel, Herzklopfen beim Aufrichten des Körpers und bei jeder noch so geringen Anstrengung, wogegen der Puls sich im Zustande der Ruhe des Körpers überaus verlangsamte, so daß im Allgemeinen ein gewisser apathischer Zustand herrschte. Die Temperatur der Leidenden war am ersten Tage nach der Rettung außerordentlich hoch, bis zu 39 Grad. Allmälig sank sie, aber an und nach dem oben kurz geschilderten Besuchstage stieg sie wieder in Folge der psychischen Erregungen dieses Tages bis auf 35, ja bei einzelnen sogar bis wieder auf 39 Grad. Seither ist sie wieder erfreulich gesunken, während die Herzthätigkeit sich hebt. Einige der Geretteten haben etwas Lungenkatarrh, andere etwas Erkältung davongetragen. Ueber die Gefahr einer Infektionskrankheit, die anfangs sehr nahe lag, sind nach der Erklärung des dirigirenden Arztes des Königshütter Knappschafts-Lazareths, Dr. Wagner, die Leute jetzt sämmtlich glücklich hinweggeführt. Auch die andere Gefahr, daß Erkältungskrankheiten, Lungenentzündungen oder Rheumatismen, in Komplikation mit den Schwäche- und Blutarmuths-Erscheinungen auftreten könnten, darf, wie bereits mitgetheilt, als behoben angesehen werden. Die kräftigsten unter den Geretteten können voraussichtlich erst in der Mitte des Monats Juli, die minder kräftigen drei bis vier Wochen später aus dem Lazareth entlassen und der häuslichen Pflege in der Familie übergeben werden. Ob sich in der Zukunft bei Einzelnen nicht noch Folgekrankheiten aus der langdauernden Einwirkung von Hunger, Nässe und Kälte, vielleicht Rückenmarkleiden und Lähmungen einstellen werden, darüber kann gegenwärtig ein Urtheil noch nicht gefällt werden. Ausgeschlossen ist diese Möglichkeit leider nicht.

Die jüngsten unter den verschüttet Gewesenen stehen im Alter von etwa 18 Jahren, die beiden ältesten sind je 47 Jahre alt.

Nach etwa zweistündigem Aufenthalt in dem Lazareth verabschiedete ich mich von den Leuten mit dem Bergmannsgruße „Glück auf!" den sie kräftig erwiderten."

— Ueber einen zwischen Oesterreich und Montenegro drohenden Konflikt geht den „Narodni Listy" aus Cetinje nachstehende sensationelle Meldung zu:

„Der Streit zwischen dem Fürsten Nikolaus von Montenegro und dem österreichischen Residenten in Cetinje wegen der Armirung von 27 festen Plätzen längs der Grenze von Montenegro hat sich verschärft. Der Fürst überreichte sämmtlichen Vertretern der Großmächte eine Note, in welcher auf Grund des Berliner Vertrages der Okkupations-Verwaltung das Recht auf Befestigungen abgesprochen wird, welche gegen Montenegro gerichtet seien, und in welcher gebeten wird, daß durch Vermittlung der Großmächte die Befestigungen eingestellt und die Okkupations-Verwaltung auf diplamatischem Wege genöthigt werde, die internationalen Verträge zu achten. In dieser Note verwahrt sich Montenegro ferner gegen die militärischen Vorkehruugen Oesterreichs und gegen das zeitweilige Ueberschreiten der Grenze durch österreichische Wachen, welche bosnische Flüchtlinge bis über die Grenze verfolgen. Montenegro verlangt von den Großmächten die Delegirung einer internationalen Kommission, welche die Festungen an der Grenze niederreißen lassen soll. Zu dieser Initiative, melden die „Narodni Listy" weiter, wurde Montenegro durch die englische Regierung (?) und zwar durch Vermittelung ihres Gesandten, bewogen, zu dem Zwecke, um die bosnische Frage durch einen europäischen Kongreß zu lösen. Der österreichische Ministerresident Milinkovics hatte nach seiner Rückkehr aus Wien eine zweistündige Audienz beim Fürsten, konferirte dann mit dem Minister des Aeußern, Radonics, und sollte hierauf über Cattaro nach Mostar reisen, um mit dem österreichischen Minister Kallay zu konferiren. Milinkovics überreichte der montenegrinischen Regierung eine Note, in welcher die Aufstellung eines Kordons an der Grenze verlangt wird, damit die Insurgenten die österreichischen Truppen nicht beunruhigen. Montenegro wies diese Forderung zurück und bestreitet, daß die Insurgenten aus Montenegro stammen."

Im Hinblick auf den sensationellen Charakter dieser Mittheilung kann es nicht überraschen, daß die „Polit. Korresp." ermächtigt ist, auf das bestimmteste zu erklären, die von den Wiener Blättern aus den „Narodni Listy" mitgetheilten Berichte über diplomatische Aktionen, betreffend die Grenzverhältnisse zwischen Montenegro und der Herzegowina, entbehren jeder Begründung. Immerhin bleibt abzuwarten, ob die von Montenegro erhobenen Beschwerdepunkte nicht demnächst in irgend welcher Form zum Ausdruck gelangen.

— Wie aus London telegraphirt wird, fand gestern eine Sitzung des Kabinets statt, die gegen 3 Stunden dauerte. Wie verlautet, ist beschlossen worden, die liberalen Mitglieder des Parlaments heute zu einer allgemeinen Versammlung unter Gladstone's Vorsitz nach dem Foreign Office einzuladen. Gladstone würde in dieser Versammlung von dem Vorgehen Mittheilung machen, das die Regierung in Folge der Ablehnung der Wahlreformbill durch das Oberhaus einzuschlagen beschlossen habe.

Stettiner Nachrichten.

Stettin, 11. Juli. Landgericht. — Strafkammer 1. — Sitzung vom 10. Juli. Im Winter 1882—83 brannte in Book das Grundstück des Eigenthümers und Zimmermanns August Gottl. Graßmann nieder, dasselbe war von G. im Jahre 1879 für 1125 Mk. gekauft worden und im Jahre 1880 hatte G. noch einen Anbau gemacht, welcher ihm 450 Mk. gekostet hatte. Versichert war das Grundstück nur mit 1200 M. und obwohl demnach G. durch den Brand keinen Nutzen erzielt, fiel doch der Verdacht der Brandstiftung auf ihn und er wurde deshalb vom 2. Februar bis 23. Mai in Untersuchungshaft gehalten, doch fand sich keine Grundlage zur Erhebung einer Anklage und G. wurde außer Verfolgung gesetzt. Da meldete sich der gleichfalls in Book wohnhafte Böttchermeister Busch und erklärte, G. habe ihn aufgefordert, das G.'sche Grundstück in Brand zu setzen, auch Frau B. wollte diese Aufforderung gehört haben und wurde deshalb gegen G. Anklage wegen Aufforderung zu einem Verbrechen erhoben. Bei dem heutigen Termin wurde von mehreren Zeugen bekundet, daß Busch wiederholt erklärt habe, er leiste für ½ Liter Schnaps jeden Schwur und ferner wurde den Busch'schen Eheleuten von dem Ortsschulzen das Zeugniß ausgestellt, daß sie sehr wenig glaubhaft seien und schon wiederholt falsche Anschuldigungen zur Anzeige gebracht hätten. Unter diesen Umständen sah der Gerichtshof von der Vernehmung der Busch'schen Eheleute gänzlich ab und erkannte auf Freisprechung des G.

Am 18. Mai d. J. waren mehrere Burschen am Glambecksee mit Schneiden von Kalmus beschäftigt; etwas später kam der 15 Jahre alte Emil Blocksdorf und nahm den geschnittenen Kalmus fort. Als sich deshalb ein Streit entspann, zog Blocksdorf ein Dolchmesser und stach einem der Burschen, dem 16 Jahre alten Sohn des Arbeiters Feld, in die linke Rückenseite. F. mußte in Folge der Verletzung 15 Tage im Krankenhaus zubringen und verspürt noch heute zeitweise Schmerzen. Deshalb wegen Mißhandlung angeklagt, wird Blocksdorf zu 4 Monaten Gefängniß verurtheilt, auch die Einziehung des bei der That gebrauchten Dolchmessers verfügt.

— (Elysium-Theater.) Während heute wieder der so gerne gesehene „Hüttenbesitzer" zur Darstellung kommt, giebt die Direktion zu dem morgigen großen Feste der Stettiner Bettelakademie mit Herrn Leon Resemann als Gast das beliebte Lustspiel „Krieg im Frieden" bei ermäßigten Preisen und haben Inhaber von Theaterbillets nur 25 Pf. Gartenentree zu zahlen. Am Sonntag wird ein neuer, in seinen komischen Situationen und Szenen geradezu Aufsehen erregender Schwank von Gust. v. Moser zur ersten Aufführung gelangen und zwar ebenfalls mit Herrn Leon Resemann als Gast, sowie mit den hervorragendsten Kräften unseres heimischen Personals.

— Der Geschäftsbericht für das Pommersche Museum, welcher in der gestrigen Generalversammlung erstattet wurde, hebt eine nicht unbeträchtliche Vermehrung der Sammlung hervor. Der Besuch des Museums ist nach wie vor ein sehr reger gewesen. Von dem verstorbenen Kommerzienrath Toepffer ist testamentarisch bestimmt worden, daß dem Museum für den Fall des Baues eines Museumsgebäudes die Summe von 9000 Mark als Beitrag zu den Baukosten von seinen Erben gezahlt werden solle. Der bisherige Vorstand wurde wiedergewählt und zum Vorsitzenden des Vorstandes Herr Dr. Dohrn.

— (Bellevue-Theater.) Durch die eingetretene Krankheit des Herrn Dir. Schirmer ist Frau Balletmeisterin Thieme genöthigt, zu ihrem Benefiz eine andere Wahl zu treffen und diese fiel auf den unverwüstlichen „Bettelstudenten", der noch immer wie eine Novität seine Zugkraft übt. Diesmal erfährt der „Bettelstudent" eine Variante in der Besetzung der Laura, welche von Frl. Verdier, die diese Rolle hier kreirte und über 70 Mal sang, übernommen wurde. Den 2. Akt stattet die Benefiziantin mit einem neuen seriösen türkischen Tanz aus: pas de shawls.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Elysiumtheater: „Der Hüttenbesitzer." Schauspiel in 4 Akten. Bellevuetheater: „Der Bettelstudent." Komische Operette in 3 Akten. Zum Schluß: „Der Kurmärker und die Picarde." Genrebild in 1 Akt.

Vermischte Nachrichten.

— (Das Bumerang-Werfen.) Eine der interessantesten, ja wunderbarsten Waffen, zugleich Kriegs- wie Jagdwaffe australischer Kannibalen, ist der „Bumerang", dessen Gebrauch nunmehr allabendlich die sich seit Kurzem in Kastans Panoptikum zu Berlin produzirenden Australneger, zum Ergötzen von Jung und Alt auf der großen, zu einer Arena hergerichteten schwedischen Eisbahn in der Pionierstraße zur Anschauung bringen. Aus hartem, schwerem und zähem Holz gefertigt, hat der Bumerang das Ansehen eines flachen, etwa unter einem Winkel von 45 Grad gebogen dargestellten Lineals, dessen obere Fläche indessen ein wenig konvex gebildet, während die untere flach und gerade geblieben ist. Als Wurfgeschoß wird der Bumerang bis auf Entfernungen von 300 und 800 Fuß geschleudert, dient jedoch in der nervigen Faust seines Besitzers eben so gut auch als furchtbare und mörderische Handwaffe. Das Wunderbare dieses eigenthümlichen Werkzeuges liegt aber darin, daß es, mit seiner flachen Seite nach unten gehalten, an einem Ende erfaßt und mit kurzem schnellen Ruck eines kräftigen muskulösen Armes geschleudert, hoch in die Lüfte steigt, sich mit ungeheurer Vehemenz turbinenartig um seinen in der Mitte liegenden Winkelpunkt dreht, sich, bald senkrecht stehend, bald horizontal fliegend in der Luft hebt und senkt und, einen ungeheuren Bogen beschreibend, fast zu den Füßen des Schleuderers zurückkehrt. Unter wildem Freudengeschrei der schwarzlockigen braunen Gesellen, welche tanzend und kreischend den Flug ihrer Lieblingswaffe verfolgen, schwirrt pfeilschnell der Bumerang wie ein beutegieriger Raubvogel durch die Lüfte, Alles, was sich ihm in den Weg stellt, erfassend und zerstörend. Die Eingeborenen wissen den Bumerang trefflich auszunützen, und selbst wenn es sich darum handelt, ein Wild zu erlegen, welches der direkte Wurf des Speeres nicht zu erreichen im Stande ist, wissen sie mit diesem Wurfgeschoß selbst unter einem Winkel zu treffen; ja die Geschicklichkeit des Schleuderes ist so groß, daß sie sicher den fliegenden Vogel hoch in der Luft zu erreichen vermag. Dabei sieht der fliegende Bumerang selbst wie ein Vogel aus, und höchst ergötzlich ist das Spiel in den Lüften, wenn zwei oder drei der nach einander geschleuderten wunderbaren Waffen sich hoch im Aether zu haschen und zu verfolgen scheinen. — Nicht minder interessant ist die Ausführung des National- und Kriegstanzes „Corrobboree" der von uns bereits an anderer Stelle geschilderten Austral-Neger. Derselbe ist als der „Palti" bekannt und wird stets in derjenigen Nacht getanzt, welcher ein Mahl, das aus Menschenfleisch besteht, vorangeht. Aus Menschenfleisch! — Und dabei scheinen diese Kannibalen doch so zahm und stoßen bereits so urdeutsch unter dem üblichen „Prost" mit den gefüllten Bierseideln an. Solche „Leckerbissen" zu erlangen, kostet natürlich einen harten Kampf. In geschlossener Linie treten die Männer unter tempomäßigem Stampfen des Bodens und Zusammenschlagen der Bumerangs, in Ermangelung des geräuschvolleren Tam-Tams nebeneinander und ermuthigen sich durch groteske Verrenkungen und Bewegungen zum Kampf. Plötzlich unter mächtigem weitschallenden Geheul: „Huhuhuhu", „Hahahaha" und Furcht einflößendem Hauchen aus weit geöffnetem Munde stürzen sie sich in wilden Sprüngen mit hochgeschwungenem Bumerang und sich, wie Schützen schwärmend, auf ihre Opfer. Die diabolisch rollenden Augen der weiße durch die Nase gesteckte Knochenstab und die sich vom Roth des weit geöffneten Mundes abhebenden weißen Zähne verleihen den muskulösen, braunen, nur mit Schurz aus Känguruhfell bekleideten Gestalten, welche mitten im Ansturm in Fechterstellung stehen bleiben, ein wahrhaft kannibalisches Aussehen. Als es zu dunkeln begann, führten die Männer, denen sich zuweilen auch ein kleiner „Kanibale" anschloß und durch Stampfen mit seinen dürren Beinchen wie durch sein kindliches Spiel mit dem Bumerang komisch genug wirkte, den Corrobboree um ein mächtiges, mitten in der Arena entzündetes Feuer aus. Beim flackernden Scheine der Flammen war die Wirkung desselben um so überraschender, als auch die mächtige Scheibe des aufgehenden Mondes ihre silberglänzenden Strahlen über die seltsame Szene ergoß. Eine Bemalung der dunklen Körper mit Weiß, wodurch im unheimlichen Scheine des Feuers den Gestalten die Erscheinung sich bewegender Skelette gegeben werden soll, hatte nur zum geringsten Theile stattgefunden. Gegen 10 Uhr kehrte die Kanibalen Sippschaft in einem geschlossenen mächtigen Gesellschaftswagen zur Stadt in ihr zivilisirtes Heim zurück.

— Eine sonderbare Erscheinung wurde an einem Tage der letzten Woche in Bismarck, Dakota, beobachtet. Am sonst klaren Himmel waren zwei Wolken sichtbar, von welchen eine, durch einen ziemlich bedeutenden Zwischenraum getrennt, gerade über der anderen stand. Die oberste war eine Regenwolke, während die unterste nur aus leichtem Windgewölk bestand. Plötzlich entlud sich die oberste Wolke, und mehrere Minuten lang ergoß sich aus derselben ein heftiges Regenschauer, welches von der unteren Wolke aufgefangen wurde, so daß auch nicht ein Tropfen zur Erde fiel. Wenige Minuten darauf war die obere Wolke verschwunden und die untere, jetzt dunkel aussehende, zur schweren Regenwolke gewordene, zog langsam davon, ohne sich zu entladen.

Telegraphische Depeschen.

Kiel, 10. Juli. Prinz Heinrich ist heute 8½ Uhr Morgens an Bord der Panzerkorvette „Hansa" hier eingetroffen.

Pola, 9. Juli. Der Kaiser hat nach Beendigung der Flottenmanöver heute Abend 9 Uhr unter enthusiastischen Kundgebungen der Bevölkerung die Rückreise angetreten. In einem Flottenbefehl hat der Kaiser der Kriegsmarine die vollste Anerkennung ausgesprochen und seine Befriedigung über die von ihm gemachten Wahrnehmungen ausgedrückt, die ihn für die Zukunft mit der vollsten Beruhigung erfüllten und den andauernden hingebungsvollen Eifer aller Organe der Kriegsmarine bewiesen. Der Flottenbefehl schließt: „Die jüngsten im Kreise meiner wackeren Kriegsmarine verbrachten Tage, in welcher der Geist Tegethoff's ungeschwächt fortlebt, gereichen mir zur wahren Herzensfreunde."

Rom, 9. Juli. Die Regierung hat in der Person Castelfidardos einen Abgesandten nach Massavah geschickt, um über die Expedition des Reisenden Bianchi Erkundigung einzuziehen und nach den Umständen weitere Maßnahmen zu treffen.

Chicago, 8. Juli. Die demokratische Nationalkonvention ist heute Mittag hier zusammengetreten. Hubbard aus Texas wurde zum provisorischen Präsidenten gewählt.

Chicago, 9. Juli. Die demokratische Konvention hat sich heute unter dem Vorsitz von Villas (Wisconsin) definitiv konstituirt und eine Resolution angenommen, wonach bis zur Annahme des Programms keinerlei Abstimmung über die Präsidentschaftskandidaten stattfinden soll. Als Präsidentschaftskandidaten wurden genannt: Cleveland, Bayard, Carlisle, Macdonald, Tharmann. Die weiteren Berathungen wurden auf morgen vertagt.